

Schaffenskraft und Schaffensfreudigkeit nicht gebrochen. Je rücksichtsloser er mit der Farbe umging, die er stellenweise „wie mit der Kelle“ auftrug, desto glühender wurde die Wirkung. Aus dieser Zeit stammen auch eine Reihe herrlicher Porträts. Die Gläubiger liessen dem Künstler aber keine Ruhe. Seine letzten grossen Werke sind: „Geisselung Christi“ und „Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“. Zuletzt malte er nur mehr sich selbst, wahrscheinlich, weil er kein anderes Modell hatte. Die Stirne erscheint auf diesen Gemälden gefurcht, der Blick jedoch klar. Im Jahre 1668 starb Titus, sein Sohn, und Rembrandt überlebte den Verlust nur um ein Jahr.

Annette von Droste-Hülshoff.

Vortrag des Herrn Privatdocenten Dr. Schwering.

„Den Gedächtnisstag eines Dichters“, sagt der grosse britische Geschichtsschreiber Macaulay, „begeht man nicht mit eitlem Gepränge, sondern mit dem reinen Cultus geisterfüller Betrachtung. Wie ein leises Sehnen nach dem dahingeshiedenen Dichterfürsten zieht es an solchem Weihetage durch die weite Gemeinde der Verehrer, Liebe und Bewunderung kommen zu dem Grabe gewandelt und winden mit wehmütiger Pietät den schönen Kranz, der Unsterblichkeit heisst“. Mit diesen Worten ist die Empfindung ausgesprochen, die uns alle in dieser Feierstunde bewegt, die uns heute an dem Gedächtnisstage der Annette von Droste-Hülshoff ergreift, doppelt ergreift als Kinder der roten Erde, als Söhne und Bürger dieser altehrwürdigen Stadt, in deren Mauern und deren Nähe die Dichterin einst gewelt, wo die Spur von ihren Erdentagen lebendiger ist und unmittelbarer wirkt, als an irgend einer anderen Stelle. Indem Annette von Droste heute gleichsam all' ihre Stammesgenossen um ihr Grab versammelt, scheint ihre edle Stimme noch einmal zu ihnen zu sprechen und ihnen zu verkündigen die frohe, gewaltige Botschaft von dem Werte der Poesie, von der Unvergänglichkeit des Ideals, von dem Priestertum der Kunst.

Wohl weiss ich, dass derjenige, der heute noch von der sittlichen Aufgabe, von der göttlichen Sendung der Dichtung redet, in manchen Kreisen nur ein mitleidiges Lächeln findet. Aber wie dem auch sei, und was die ästhetische Theorie darüber raten und sagen mag, so viel steht fest, dass die wahre Dichtung es seit Jahrhunderten als ihren Beruf betrachtet hat, eine sittliche Bildnerin der Völker zu sein und die Ideale zu stärken, auf denen die Gemeinschaft der Menschen, auf denen die Gesellschaft beruht. Von jeher hat sie Götterbilder aufgerichtet. Von jeher hat sie Gestalten geschaffen, zu denen die Menschen mit Verehrung emporblicken sollten. Was durch die Flucht der Zeiten hin für gross und

glanzvoll galt, das hat sie verherrlicht mit der bildenden Kraft des Wortes. Und dieser überlieferten sittlichen Mission der Poesie ist Annette von Droste treu geblieben. Fast Alle, die heute die Sängerin unseres Heimatlandes preisen, haben sie als eine priesterliche Gestalt empfunden, als eine Priesterin nicht bloss des Schönen sondern auch des Guten. Ihr war die Kunst eine strenge Norne, eine Erzieherin im eigentlichen Sinne des Wortes; nie hat eine reinere Hand auf dem Altare des Schönen die Opferflamme entzündet. Aus der Fülle einer weiten und lichten Frauenseele ohne Falsch und ohne Eitelkeit hat Annette in ihrem Zuruf an die Schriftstellerinnen Deutschlands und Frankreichs goldene Wahrheiten über den Beruf des Dichters gesprochen:

„Vor Allem aber pflegt das anvertraute,
Das heilige Gut, gelegt in eure Hände,
Weckt der Natur geheimnisreiche Laute,
Kniet vor des Blutes gnadenvoller Spende;
Des Tempels pflegt, den Menschenhand nicht baute,
Und schmückt mit Sprüchen die entweihten Wände,
Dass dort, aus dieser Wirren Staub und Mühen,
Die Gattin mag, das Kind, die Mutter knie'n!“

„Und wie eine Blume“, sagt sie, „müsse die Poesie sein, eine Blume im Saharalande, die nichts weiss als den Tau zu hüten und dem Verschmachtenden ihn leis in ihrem Kelche anzubieten“.

So dachte die Dichterin über ihre poetische Sendung und dieser hohen Auffassung ihres Berufes entspricht ihr ganzes Erdenwallen. Dieses Leben in seinen Einzelheiten zu erzählen, kann nicht das Ziel meines heutigen Festvortrages sein; meine Aufgabe ist erfüllt, wenn es mir gelingt, das Bild der westfälischen Dichterin aus der Tiefe Ihres Bewusstseins heraufzurufen und in erneuter Frische, in helleren Farben in Ihre Brust zurück zu versenken zum Gedächtniss dieses Tages.

Wohl der erste Eindruck, der sich Jedem beim Hinschauen auf dieses schöne Dasein aufdrängt, ist die Thatsache, wie leidenschaftslos dieser reizbaren Künstlerseele das Leben verlief, wie gehalten und still bescheiden im Vergleiche mit der abenteuerlichen Laufbahn einer Frau von Staël, einer George Sand. Ihr ist das Dasein nicht wie jenen dahingerauscht in glühender Verachtung der öffentlichen Meinung, in der Vergötterung der ungerichteten Leidenschaft, in der ungebundenen Genialität. Sie liebte es nicht wie die Verfasserin der *Corinne* die *femme supérieure* zu spielen, sie trat nicht auf die politische Bühne, in die Arena sozialer Kämpfe, wie die Freundin des Pierre Leroux und Louis Blanc; mit keiner Ehestandstragödie ist ihr Name verknüpft, wie derjenige der Felicia Hemans und der Caroline Norton. Sie war eine deutsche Frau; in Sinn und Sitte, in ihrer schlichten und doch edlen Erscheinung war sie ein echtes Kind unseres Volkes; ihre Dichtung wie ihr Leben stand „im Dienste dessen, was sich ziemt“.

Einer Idylle gleicht ihr Dasein, ich möchte hinzufügen, einer Idylle mit elegischer Färbung. Der Rahmen, der dieses Lebensbild umspannt, ist nicht weit, reich und mannigfaltig. Das Schloss Hülshoff, das Stammgut

ihrer Familie, das stille Rüschaus, der Wittwensitz ihres Geschlechtes, die alte Meeresburg am Bodensee, das sind die Stätten, wo sie zumeist lebte und dichtete. Die westfälischen Haiden und Moore, sowie das schwäbische Meer, über dessen Spiegel die Höhen Vorarlbergs und die Firnen der Schweiz silbern herüber schimmern, bilden den landschaftlichen Hintergrund ihrer Schöpfungen und den Schauplatz ihres Daseins.

Hundert Jahre sind es nun, dass Annette als das zweite Kind des Freiherrn Clemens August von Droste zu Hülshoff und seiner Gemahlin Therese Louise, einer geborenen Freiin von Haxthausen, auf dem Stammgut Hülshoff das Licht der Welt erblickte. Hier verlebte sie auch die Tage ihrer Jugend; hier im sicheren Frieden des Elternhauses, in einfach strenger und frommer Sitte, in der ehrenfesten Tradition ihres Geschlechtes, in dem Glauben ihrer Väter erzogen, wuchs Annette zur Jungfrau heran. Hier legte sie die erste Grundlage ihrer gediegenen, wissenschaftlichen Bildung; hier in ländlicher Umgebung fand ihr frühgeweckter Natursinn reiche Befriedigung, und nicht nur mit den Naturgeistern ihrer Heimat ward sie vertraut, sie lernte auch den Menschenschlag lieben, der dort die Scholle bebaut, „dieses ernste, redliche, dem Alten anhängliche Volk, etwas furchtsam und langsam, aber voll tiefen Rechtsgefühls und wohlthuender Sitteneinfalt“. Früh erschloss sich ihr das Reich der Töne, der Zauber der Musik, der sie zeitlebens gefesselt hielt, und was noch bedeutungsvoller ist für ihre psychologische Entwicklung, — auch den Weihekuss der Muse empfang schon das achtjährige, phantasievolle, leicht erregbare Kind. Eines Tages steigt es geheimnissvoll die Wendeltreppe des alten Schlossturmes hinan und hoch oben am Zinnenring in des Daches Sparren birgt es ein heimlich Ding,

„Es war — ich irre nicht —
In Goldpapier geschlagen
Mein allererst Gedicht,
Das Lied vom Hähnchen“.

Der Kindheit Jugend-Paradies blieb ihr immerdar heilig. Wie Chamisso das Schloss Boncourt, die Stammburg seiner Väter, so besingt Annette in einer Reihe von Gedichten

„Das Vaterhaus mit seinen Türmen,
Vom stillen Weiher eingewiegt,
Wo sie in ihres Lebens Stürmen,
So oft erlegen und gesiegt,
Die lieben, laubgewölbten Hallen,
Die jung und fröhlich sie gesehn,
Wo ewig ihre Seufzer wallen,
Und ihres Fusses Spuren stehn“.

Und in dem novellistischen Fragment: „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ zeichnet sie in markigen, lebenswahren Zügen ihre erste Jugendentwicklung, die Bilder ihrer Eltern und Land und Leute ihrer engsten Heimat.

Noch inniger, als mit dem alten Edelsitz ihrer Väter, ist das Andenken der Dichterin verknüpft mit Rüschaus, dem Heim ihres Genius. Wie das

Haus der Sappho, die Pflegstätte musischer Bildung, wo die lesbische Dichterin ihre gleichstrebenden Freunde und Schülerinnen um sich versammelte, so war auch der schlichte Landsitz Annettens der Wallfahrtsort einer zwar nicht zahlreichen, aber begeisterten Gemeinde von Literaturfreunden. Die Dichterin war über die ersten Enttäuschungen, Freuden und Qualen eines Mädchenherzens hinaus, tiefes Leid, der Schmerz um den Tod des teuren Vaters und eines geliebten jüngeren Bruders, hatten ihre Seele berührt, als sie mit Mutter und Schwester im Jahre 1826 nach Rüschaus übersiedelte. Dort, fern von der lauten und bunten Welt des Tages in Einsamkeit und Resignation vollzog sich die Weihe und volle Ausgestaltung ihres Genius, reifte das Weib zur Künstlerin und wuchs heraus aus der engumgrenzten Idylle frauenhaften Wirkens. Ihr schlichtes Tagewerk hat uns Annette wiederholt in ihren Gedichten geschildert, die Berichte der Freunde haben einen poetischen Schimmer darüber gebreitet. Aus Münster kamen sie oft zu ihr hinaus, Levin Schücking, „ihr Adoptivsohn, ihr Schützling“, dann ihr Freund und der Vertraute ihres Geistes, der blinde, ehrwürdige Professor Schlüter, Wilhelm Junkmann (er selbst ein wunderlich Gedicht, begriffen schwer, doch leicht gefühlt), Henriette und Elise von Hohenhausen, Sibylla Mertens, die märkische Dichterin Louise v. Bornstedt und Andere, die weniger bekannt geworden, denen Annette jedoch mit treuester Seele anhing. In solchem Kreise feierte sie ihre schönsten Stunden; gern eilte sie mit den Freunden hinaus in die Haide, um, den Hammer in der Hand, Muscheln und seltenes Gestein für ihre Sammlungen zu suchen. Nicht Regen, nicht Wind hielt sie von ihren Streifereien ab. Zu Hause erzählte sie ihren Gästen wunderliche Ereignisse, Anekdoten aus dem Volksleben, Vorgeschichten — denn sie glaubte, wie F. W. Weber die Gabe des zweiten Gesichtes zu besitzen —, gespenstische Mären, die in dem alten, eigentümlichen Hause, in den halbdunklen Gemächern noch schauriger klangen. — Doch nicht ganz verschloss sich die edle Klausnerin den Forderungen des Tages. Grössere Reisen nach dem Rhein, den Niederlanden, der Schweiz unterbrachen ab und zu den gewohnten Gang ihres Lebens und brachten sie in nähere Fühlung mit den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Aber immer wieder zog es sie zurück in die Stille ihres heimischen Asyls. Wie Merlin im selbstgeschaffenen Wunderwalde sein stilles Dasein abschloss, so wünschte sie einst „ein Grab auf grüner Flur und nah' nur, nah' bei meinem Neste, in meiner stillen Heimat“.

Das Schicksal hatte es anders bestimmt. Das letzte Jahrzehnt ihres Lebens verbrachte die Dichterin zumeist auf der Meersburg, der neu erworbenen Besitzung ihres Schwagers Joseph v. Lassberg, der als Handschriftensammler und als begeisterter Förderer germanistischer Studien bekannt ist. Auf diesem Schlosse, dessen Sage bis in die Zeit der Karolinger hinaufreichte, von dessen Zinnen Konradin vor seinem Zuge nach Italien nach dem Sântis hinüberschaute, fanden sich die beiden für ihre Dichtung mächtigsten Empfindungen ihrer Seele, die Sehnsucht nach der Natur und die Vorliebe für ihre halbverschollene romantische Welt in gleichem Masse

angeregt und befriedigt. Dort in den Revieren des schwäbischen Meeres, „die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft“, hat sie in den Jahren 1841—42 die meisten der lyrischen Gedichte geschrieben, welche ihren Namen unvergänglich machen. Hier sollte sie sterben. Am 24. Mai des Sturmjahres 1848 nahm ein Herzschlag sie hinweg. Nicht, wie sie gehofft, in heimischer Erde, sondern auf dem Gottesacker zu Meersburg, ruht ihr Leib. Die Gipfel der Alpen schauen herüber, nicht fern rollt die Woge des Sees.

Das ist in wenigen Zügen der äussere Rahmen ihres Lebensbildes.

Auf die Jugendtage der Dichterin fällt noch der Abglanz unseres classischen Zeitalters; sie sah dann „die mondbeglänzte Zaubernacht“ der Romantik heraufsteigen und vergehen, sie erlebte die gewitterschwüle vormärzliche Zeit, die jungdeutsche Bewegung, und als ihr Dasein zur Rüste ging, schleuderten die Sänger der Revolution ihre zornigen Hymnen gegen Thron und Altar. Wie verhielt sich Annette zu diesen Geistesströmungen? Die classische Epoche trat ihr nahe durch L. von Stolberg und durch Matthias Sprickmann, den Freund der Hainbunddichter, der, als glühender Verehrer Schiller's sie vor allem auf diesen Meister hinwies. Der Dichter des „Liedes an die Freude“, sowie Salis, Hölty und Matthisson sind die Vorbilder ihrer jugendlichen Erzeugnisse gewesen. Dann wird der Einfluss der Romantiker mächtig. Annettes geniale Oheime Werner und August von Haxthausen standen mit den Gebrüdern Grimm, mit Boisseree und Brentano in Beziehung und vermittelten der jungen Dichterin die Bekanntschaft mit den Führern der neuen Schule. Auch mit Aug. Wilh. Schlegel und späterhin mit Simrock fand Annette während ihres Aufenthaltes in Bonn vielfache Berührungspunkte.

Wenn wir von dem 1813 und 1814 entstandenen Trauerspiel „Bertha“ absehen, das noch eine starke Abhängigkeit von Schiller verrät, so tragen die poetischen Schöpfungen des jungen Edelfräuleins während des zweiten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, das Ritterepos Walter (1818), das novellistische Fragment Ledwina, deutlich die Spuren romantischer Einwirkung, sie zeigen die Eigenheiten der ersten Gruppe der romantischen Bewegung, der Schlegel, Tieck und Brentano, nämlich das unheimliche Gelüst, die Wahrheit realistischer Darstellung durch wildphantastische Schnörkel zu unterbrechen, nebelhafte Zerflossenheit und Sentimentalität. Doch die Dichterin befreite sich wieder von diesen krankhaften Einflüssen. Ihre feine Beobachtungsgabe der Natur, ihr Sinn für die Wirklichkeit führten sie von diesen Abwegen zurück, und schliesslich hat sie nur die gesunden Elemente der romantischen Bewegung dauernd in sich aufgenommen, nämlich das Vaterländische, das Betonen des Eigenen, des Heimischen, des Ursprünglichen und des Christlichen. Von den englischen Romanliteraten hat namentlich Walter Scott, der vor dem krankhaft Überreizten, formlos Zerflatterten der deutschen Neuromantiker glücklich bewahrt blieb und der zuerst die Berge und Haiden seiner schottischen Heimat in poetischer Beleuchtung zeigte, unserer westfälischen Dichterin tiefe und nachhaltige Anregung und

Förderung gegeben. Annettens erzählendes Gedicht: „Das Hospiz auf dem Sanct Bernhard“ verrät deutlich die Einwirkung des Verfassers der „Lady of the lake“.

Auch Irving und Byron haben Annettens geistige Entwicklung beeinflusst; die Anlehnung an den letzteren zeigt sich hier und da in dem Epos „Des Arztes Vermächtnis“, und von den Deutschen in späterer Zeit hat Uhland's Vorbild ihr Schaffen befruchtet — seinen Balladenton schlägt sie zuweilen mit Glück an — und Freiligrath, an die der feste Gang, der energische Tritt ihrer Rythmen und mitunter auch die Klangfarbe der Reime gemahnt. Bei allen diesen Geistern ist Annette in die Schule gegangen und hat von ihnen gelernt. Im Kreuzfeuer der verschiedensten Bildungselemente stehend, suchte und irrte sie lange, ehe sie die wahre Richtung ihres Talents erkannte.

Verwirrend auf ihre dichterische Entwicklung musste auch der Misserfolg wirken, den sie mit der Veröffentlichung ihrer ersten Poesien erlitt. Unter dem Titel: „Gedichte von Annette“, Elisabeth von D. H. liess sie die drei erzählenden Dichtungen „Das Hospiz“, „Des Arztes Vermächtniss“ und „Die Schlacht im Loener Bruch“ nebst einer geringen Anzahl lyrischer Musenkinder bei Hüffer hier in Münster erscheinen. Trotzdem die poetische Erzählung: „Die Schlacht im Loener Bruch“ schon alle Vorzüge der späteren Dichtungen Annettens in sich vereinigt, trotzdem dieses Schlachtgemälde mit dem Pinsel eines Wouwerman entworfen, sich von dem Düster der westfälischen Haide prachtvoll abhebt, trotzdem fand die Gedichtsammlung wenig Beachtung und drang über den engsten Kreis kaum hinaus. Spottsucht und hämischer Tadel verfolgten die Verfasserin. „Nun thun sie Alle die Mäuler auf“, schreibt sie, „und begreifen Alle mit einander nicht, wie ich mich habe blamiren können“. Nur tiefer Blickende, wie Jacob Grimm und Levin Schücking, erkannten schon damals das grosse Talent der geschmähten Schriftstellerin. Der letztere hat Annette mit richtigem Gefühl den Weg gewiesen, auf dem ihre Dichtergabe zur Geltung, ihre Eigenart zum vollen Durchbruch kam. Hören wir ihn selbst darüber. Schücking, das will ich noch vorausschicken, war im Herbst 1841 auf der Meersburg, wo er die Bücher und Handschriften des Frhrn. v. Lassberg katalogisirte, mit Annette wieder zusammengetroffen, und er suchte die Freundin zu überzeugen, dass das lyrische Gedicht ihr eigentlicher Beruf sei, „wie es jedoch geraumer Zeit bedürfe, um mit einer Sammlung lyrischer Gedichte vor die Welt treten zu können. Das Fräulein hörte mir dann meist mit einem skeptischen Lächeln zu; auch eines Morgens in der Bibliothek. Hoffärtig hatte sie mehrmals den Kopf in den Nacken geworfen. Sie versicherte mit grosser Zuversicht, einen reputirlichen Band lyrischer Gedichte werde sie mit Gottes Hülfe, wenn sie gesund bleibe, in den nächsten Wochen leicht schreiben können. Als ich widersprach, bot sie mir eine Wette an und stieg dann gleich in den Turm hinauf, um sofort an's Werk zu gehen. Triumphirend las sie am Nachmittag bereits das erste Gedicht vor, am anderen Tag entstanden gar zwei, glaub' ich; meine Doktrin erhielt von nun an fast Tag für Tag ihre wohlausge-

messene Züchtigung“. „So entstand in weniger Monate Verlauf in jenem Winter von 1841 bis 1842 die sicherlich weitaus grössere Zahl der lyrischen Poesien, welche den Band ihrer „Gedichte“ füllen. „Ausserordentlich ist diese Fruchtbarkeit allerdings“, sagt Hüffer, „aber nicht so unglaublich, als es scheinen könnte. Denn man darf mit Sicherheit annehmen: Annette dichtete nicht immer ganz Neues, was sie erst schaffen musste, sondern brachte häufig nur zu Papier, was, seit Jahren vor ihrem Geiste stehend, nur des lösenden Wortes, oder sogar nur der schriftlichen Feststellung bedurfte.

Im Jahre 1844 erschien durch Schücking's Bemühung die so reich vermehrte Sammlung ihrer Gedichte mit dem vollen Namen der Dichterin bei Cotta in Stuttgart, und jetzt war die Wirkung eine ganz andere. Das Buch hatte einen entschiedenen, ja durchschlagenden Erfolg. Die besten Kritiker wie Freiherr v. Zedlitz liessen sich in den Zeitschriften mit hoher Anerkennung vernehmen. Annette konnte darum mit Recht von sich sagen:

„Und nun, als ich ermutigt ganz
Gedanken flattern liess, wie Flocken,
Da plötzlich fiel auf meine Locken,
Ein voller, frischer Lorbeerkranz“.

In diesen Dichtungen enthüllt sich uns der volle Reichtum ihres Talentes. Nicht die reine Lyrik, nicht das schlanke Lied, das leicht und ungehemmt aus der Brust emporsteigt, auch nicht die reine Epik, sondern das Grenzgebiet zwischen Lyrik und Epik, die Ballade, die Romanze, das erzählende und schildernde Gedicht sind nach meiner Überzeugung das eigentliche Feld ihrer Begabung. Hier ist sie Herrscherin, hier schaltet und waltet ihr Genie und gestaltungsmässig und unnachahmlich. Gerade in diesen Gedichten offenbart sich allzumeist die wahre Eigenart ihrer Kunst und ihres Wesens.

Wie tritt uns nun Annette in all' diesen Schöpfungen entgegen? — Man hat sie die Dichterin Westfalens genannt, das ist sie in Wahrheit und in vielfachem Sinne des Wortes. Dem Land zwischen Rhein und Weser waren die Musen im Allgemeinen nicht günstig. Wohl hat im 9. Jahrhundert auf westfälischer Erde ein gottbegabter Dichter das Heliandlied gesungen, das Lied von Christus, dem milden Herrn und Volkskönig, das grösste Literaturdenkmal, das uns aus der althochdeutschen Zeit erhalten ist. Dann aber kamen Jahre geistiger Oede, in denen der dichterische Genius des alten Westfalenstammes verstummt zu sein schien. Als es während der grossen Epoche der Stauer zum ersten Mal Frühling wurde im deutschen Dichteralde, da trat den Franken Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, dem Alemannen Gottfried von Strassburg kein geistig ebenbürtiger Sänger unseres Heimatlandes zur Seite, und auf den sächsischen Burgen war es still, „als einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang“. Wohl konnte am Ausgang des Mittelalters Erasmus von Rotterdam an Thomas Morus schreiben: „Kein Volk der Erde verdient solches Lob wegen

seiner Ausdauer im Arbeiten und wegen seiner einfältigen Klugheit, wie die Westfalen“. Wohl konnte Werner Rolewinck in seiner Schrift „de laude Saxoniae“ die Verdienste des alten Sachsenstammes auf allen Gebieten der Wissenschaften rühmen; aber er wusste keinen Dichter zu nennen, welcher der deutschen Nation neue Visionen poetischer Schönheit eröffnete. In der Geschichte des älteren Humanismus in Deutschland stehen die Namen der Westfalen Rudolf von Langen, Ludwig Dringenberg, Conrad Goelenius und Anderer voran, und es waren unter ihnen gewandte lateinische Versdrehler, aber ihre glattesten Verse riechen doch mehr nach dem Öl der nächtlichen Lampe, als nach den Rosen von Pästum.

Auch der gelehrten deutschen Dichtung, wie sie seit Opitz in Schlesien, Sachsen und Ostpreussen erblühte, stand unser engeres Heimatland fremd gegenüber, und an dem grossartigen Aufschwunge unserer Poesie im vorigen Jahrhundert nahm es nur durch Justus Möser und den Kreis der Gallitzin, der allerdings im Gegensatz zu den antik-humanen Bestrebungen der Weimaraner mehr christliche, kirchliche Ziele verfolgte, nachhaltigen und wirksamen Anteil. Erst im Anfange dieses Jahrhunderts tritt das Westfalenland mit drei Dichtern auf den Plan, die an Eigenart ihres Gleichen suchen: Grabbe, Freiligrath und Annette von Droste. Aber Grabbe hat nur ein einziges Mal der Geschichte seiner engeren Heimat den Tribut gezollt in der Hermannsschlacht. In Ferd. Freiligrath's Dichtungen erscheint das Nationale und Provinzielle fast bis zum letzten Rest ausgegilgt. In der deutschesten Landschaft erzogen, wird er in den Tropen und der Sahara heimischer, als in seinem Vaterlande; und als er in seinem Gedichte „Der Freistuhl zu Dortmund“ verspricht, die rote Erde fortan zu tauschen für die gelbe und sich ans Herz der Heimat zu werfen, da zieht ihn die politische Poesie in ihren Bannkreis und stellte ihm andere Aufgaben. Daher die Thatsache, dass, als alle anderen Landschaften Deutschlands, die romantischen Ufer des Rheins und der Donau, die sagenumwobenen Berge Schwabens und die anmutigen Gefilde Frankens und Thüringens ihre Sänger gefunden hatten, das Westfalenland noch fern dem Bereiche deutscher Dichtung lag, weltabgeschieden und vergessen wie das schlummernde Königskind im Märchen. Erst Annette hat, und zwar noch vor Immermann, die Natur unserer engeren Heimat poetisch zu verklären gewusst. Schön und warm wie kein anderer Dichter hat sie die Eigenart des westfälischen Volkes und Landes in der Seele getragen und den Zeitgenossen geschildert.

Sie ist die Zauberin, der die Natur erklingt, Geheimnisse verrät, Wunderschätze unsagbarer Ahnung aufdeckt. Die Pflanzen sprechen zu ihr mit beredter Sprache, Steine und Metalle, Flüsse und Berge erzählen ihre Geschichte, und die Erlebnisse einer Erzstufe, die sie uns im Sommertagsraum berichtet, packen und spannen uns nicht weniger, als irgend eine Herzensgeschichte. Selbst in dem scheinbar Reizlosen findet sie das Gold der Poesie. Die melancholische Stimmung der westfälischen Haide, die grandiosen Effekte der Morgen- und Abendbeleuchtung auf Wiese und Steppe, den wunderbaren Duft des Sommers, den schwelenden Moorbrand, die wogenden

Buchweizenfelder, die rauschenden Tannenwaldungen, die schweigende Einöde der weit gedehnten nur vom Hirtenfeuer überglänzten Triften — das alles weiss sie uns in prächtigen Malereien zu erschliessen. Gerade in diesen Haidebildern, in Gedichten wie die ‚Lerche‘, das ‚Hirtenfeuer‘, der ‚Haidemann‘, das ‚Haus in der Haide‘ offenbart sie eine unerreichte Kraft, das äusserlich Rohe und Wüste als in der That von geheimnissvollem Leben und mannigfaltiger Schönheit erfüllt darzustellen. Dabei ist ihr die Schilderung der Natur nicht Selbstzweck, sie bewegt sich vorzüglich in der tiefen, dunklen, innigen Symbolik, wodurch wir in der Landschaft in Licht und Luft unsere eigenen Stimmungen wiederfinden und uns mit ihrem Leben eins fühlen. Annette weiss den Menschen in Beziehung zum Elementaren zu setzen und den Mikrokosmos durch den Makrokosmos zu illustrieren z. B. in dem prächtigen Gedicht ‚der Knabe im Moor‘.

Voll und lebhaft empfand Annette auch das Charakteristische des alten Sachsenvolkes, wie es war und noch ist, eckig, derb, baar der zierlichen Anmut, aber dauerhaft ehrlich und hart. In den trüben und thatenarmen Jahrzehnten Preussens und Deutschlands hat sie die Empfindung unserer Landsleute warm erhalten, indem sie ihnen von ihrem Ackergrund und den vergangenen Menschen darauf, von Kampf und Tüchtigkeit ihrer Vorfahren erzählte. Die trotzigem Feudalherren, wie jener Kurt v. Spiegel, die streitbaren Beter in der Brünne und im Chorrock, wie der hl. Erzbischof Engelbert, der fromm-andächtige Mönch, wie jener Norbert in „der Stiftung Cappenberg“, der freie, hartnäckige Bauer, der wilde und kühne Abenteurer wie Christian v. Braunschweig — sie lässt all’ die alten Gesellen gleichsam leibhaftig vor uns wandeln, umflossen von Sonne und Luft des alten Sachsenlandes. Ihr ist es wohl bei dem Muthigen, der das Schwert zieht und dreinhaut, wohl im Brausen der Schlacht, bei dem Wiehern der Rosse, unter dem Donner der Geschütze, dem Trompetenklang des Vorwärts. Sie liebt auch das Grauen, und man muss gestehen, dass sie nicht immer so trefflich motivirt wie im „*Spiritus familiaris*“ des Rosstäuschers, diesem Edelstein ihrer epischen Gedichte, wo das Schauerliche als Folge der Schuld, als Nemesis eintritt; aber doch nicht nur dem grossen Effecte will sie dienen. Man spürt einfach das Kraftgefühl starker Naturen, die im Aushalten der Schauer ihrer Nervenkraft genossen. Und über welche gestaltungsmässige Sprache verfügt die Dichterin! Welcher Realismus, welche Naturwahrheit, wenn sie eine Fuchsjagd in Moor und Tann oder das Gewühl eines Reitertrosses schildert! Nur eine Strophe aus den Krähen:

„Radschlagen sah man Reiter von den Rossen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;
Entlang die Gleise ist das Blut geflossen,
Granat’ und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kibitze am sand’gen Grund.
. . . — Die Rosse wälzten sich und zappelten,
’Todtwunde zuckten auf, Landsknecht’ und Reuter
Knirschten den Sand, da näher trappelten,

Schwadronen, manche krochen winselnd weiter,
 Und mancher hat noch einen Stich versucht,
 Als über ihn der Baier weggeflucht“.

Während uns andere Dichter durch die zauberische Gewalt ihrer Sprache darüber hinwegtäuschen, dass wir bei ihnen eine mehr ideale als natürliche unter den Füßen haben, erhielt die Natur in den Schilderungen der Droste durch die einfachen, ungesuchten, dem unerschöpflichen Schatz unserer niederdeutschen Volkssprache entnommenen Ausdrücke und Wendungen die echte Farbe, den ursprünglichen Duft wieder. Die westfälische Edelfrau liebte zärtlich ihre heimische Mundart, und die Hüter und berufenen Pfleger unserer Sprache mussten es sich gefallen lassen, in ihr Wörterbuch manchen Wildling aufzunehmen, der fern von der Gelehrtenstube, wo nur die Sprache Göthe's, Schiller's, Lessing's in Übung steht, lustig fortgewachsen und von Annette in die alten Ehren eingesetzt worden war. So hat sie unsere Poesie nicht nur mit neuen Stoffen bereichert, sie war auch eine Mehrerin unseres Sprachschatzes.

Meine Damen und Herren! In den trüben Tagen, die unsere Nation gesehen, in den Tagen unseres Zerfalls, unserer Zersplitterung und Erniedrigung war eins gesund und lauter geblieben, das deutsche Haus und die deutsche Familie. Aus diesem Borne, den edle Frauen hüteten, ist am letzten Ende all' unsere Kraft der Wiedererneuerung geflossen. Und seltsam und befremdlich! An diesem Edelgute unserer Nation sind so viele unserer Dichter, vielfach auch die besten, achtlos vorübergegangen. Nicht so die hochsinnige Frau, die ich soeben als Dichterin westfälischen Landes und Volkes charakterisirt. Man kann sie mit gleichem Rechte eine Dichterin des deutschen Hauses nennen. Mit tiefer Innigkeit hing sie selbst an allen, die ihres Blutes waren. Nur mit Rührung kann man lesen, wie sie ihren Vater schildert, den stattlichen Mann von breiter Brust, mit dem hellen Auge, den Kinderlöckchen den grauen. „Er ist mein herrlicher Vater ja, soll ich ihn denn nicht lieben!“ ruft sie in dem Gedicht: „Das vierzehnjährige Herz“. Und wie schön feiert sie ihre Mutter in dem Gedichte „Sylvesterabend“, einem Traumgesicht, in dem sie sich tot sieht. Zum Schlusse heisst es da:

„Ich hab', ich hab' eine Mutter,
 Der kehrt' ich im Traum bei Nacht,
 Die kann das Auge nicht schliessen,
 Bis mein sie betend gedacht;
 Die sieht mich in jedem Grabe,
 Die hört mich im Rauschen des Hains —
 O, vergessen kann eine Mutter
 Von zwanzig Kindern nicht eins“.

Ihre treue Anhänglichkeit reicht über das Grab hinaus, und spricht sich in manchen ihrer Poesien in ergreifender Weise aus, so in dem Nachruf an ihren Vetter, Clemens v. Droste, an Schücking's Mutter Catharina, an Henriette v. Hohenhausen. Diese Liebe zu den Ihrigen, dieses starke, innige Familiengefühl befähigte und befeuerte sie, überall im

Leben die heiligen Bande zu verherrlichen, die Natur und Sitte geknüpft, sei es im Edelfhof, sei es in der ärmsten Hütte: die kindliche Pietät, die Geschwisterliebe und die felsenstarke, totverachtende Treue, die das Weib an den Mann kettet. Ich will ausser den Gedichten: „Die junge Mutter“, „Die Mutter am Grabe“, „Die Schwestern“, „Was bleibt“ nur eins nennen: „Die beschränkte Frau“. Ich weiss nicht, warum dieses letzte Gedicht nicht höher gewürdigt wird. Mich dünkt es in seiner Schlichtheit wunderbar gross und tief, und wert, voranzustehen, wo ein Erzieher Gedichte sammelt, die Jugend zu erheben und zu rühren. Auch den kleineren Kreisen unseres Volkslebens, wo die Tage mit harter, ernster Arbeit erfüllt sind, und die Strahlen der Kunst das Dasein nur spärlich verschönen, hat diese Dichterin die Familie, das Hauswesen und die Arbeit verklärt, wie kein Anderer, und gezeigt, wie viel Wärme und Poesie auch in einem niedern, gedrückten Leben zu Tage kommt. „Das aber ist“, sagt G. Freitag, „der edelste Beruf des Dichters, freier zu machen und sicherer, indem er die Menschen uns wertvoll zeigt, für ihre Tugenden ein warmes Gefühl, für ihre Beschränktheit ein fröhliches Lächeln hat“. — Ein fröhliches Lächeln! Jenen Humor, den Stifter den Sonnenschein des guten Herzens nennt, besass unsere Dichterin in hohem Masse. Gerade den kleinen Szenen des Lebens weiss sie eine fröhliche, schalkhafte Seite abzugewinnen. Welch' feiner Humor in ihren Scherzgedichten: „Der Theetisch“, das an ein Lied Uhland's erinnert, „Das Eselein“ und vor Allem in den „Stubenburschen“, in denen der genügsame Matrose Franzel, der „Klöße ass wie Zucker“ und prahlt, er sei ein „Mann von täglich seinem Gulden“, den Freund Medicus von der Melancholie glücklich heilt. Es würde zu weit führen, wollte ich auf die zahllosen Schönheiten in der Idylle: „Des alten Pfarrers Woche“ im Einzelnen hinweisen. Annette liebte einen tüchtigen, drolligen Spass im Volksgeschmack, aber sie konnte auch scharf und schneidig im Witze sein und die Geissel der Satire schwingen. Ich erinnere nur an die „Weltverbesserer“ und an „Alte und neue Kinderzucht“. Sie war keine Taube sonder Galle, sie fürchtete nicht, das Würdige gehe in Trümmer, wenn wohlwollende Ironie seine Schwächen, seine komischen Conflict mit Welt und Zufall beleuchtete und belachte.

Und nun noch eins! Niemand wird dem Bilde unserer Dichterin gerecht werden, wenn er nicht ihres tief innerlichen Christentums gedenkt. Freilich, wenn wir einen dialectischen, anzweifelnden, kritischen, unruhigen Trieb im Geiste, nichts schlechthin Festes anzuerkennen und stehenzulassen, ausser nach voraussetzungsloser Prüfung, wenn wir diesen Reiz beweglicher Naturen, dieses prickelnde, aggressive, bohrende, dem modernen Menschen vorzüglich eigene Etwas Negation nennen: so kann man sagen: Dem Geiste der Annette fehlte nicht diese Kraft der Verneinung. Nicht mit Unrecht hat man sie einen weiblichen Byron genannt. Auch sie hat gerungen und gekämpft, aber über ihrem geistigen Leben wölbte sich doch immer der Himmel des Unendlichen, in dessen milden, von oben wehenden Hauche jedes Blatt vom Baume ihrer Dichtungen erzittert. Beweis ist ihr religiöser Liedercyclus „Das geistliche Jahr“, der bald nach dem Tode der Dichterin veröffentlicht wurde.

„Das Buch“, schrieb Annette, „ist für die geheime, aber gewiss sehr verbreitete Secte jener, bei denen die Liebe grösser, als der Glaube, für jene unglücklichen und thörichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise in sieben Jahren beantworten können“. Annette hat sich mit dieser Sammlung in vielen christlichen Herzen ein Denkmal errichtet. Aber auch jeder andere, in dessen Brust die religiöse Saite nicht ganz verstummt ist, wird durch die Lesung dieser Gedichte die Stimmungen kindlich reiner Andacht gern in sich erneuern lassen, jene Stimmungen, nach denen Faust am Ostermorgen sich zurücksehnt. Selbst ein Mann wie Johannes Scherr giebt zu, dass Annette in diesen Liedern mitunter Töne religiöser Erhabenheit gefunden hat, erschütternd wie der Klang der „tuba mirum spargens sonum“ im Weltgerichtsliede des Thomas von Celano und ebenso Hauche religiöser Innigkeit wie sie im Stabat mater des Jacopone durchwehen.

Als Annette im sturmbelegten Jahre 1848 aus dem Leben schied, da beklagte nur ein auserlesener Kreis warmer Verehrer ihr jähes Verstummen. Aus dem bewegten Treiben der Paulskirche richtete damals ein hochsinniger Mann, der edle Melchior v. Diepenbrock, der als Dichter den Wert der Dichterin zu würdigen verstand, an den Frhrn. v. Lassberg die schönen Worte: „Sie ist also für immer verstummt die edle Sängerin. Die rauhen Lüfte, welche dermal die Welt durchwehn, haben die Nachtigall in ihre wahre warme Heimat verscheucht. Ihr Andenken wird in Deutschland nicht erlöschen, wenn nicht, was Gott verhüten möge, eine anbrechende Barbarei alles Schöne und Gute in Nacht begräbt“. Dieses Wort ging in Erfüllung. Die Bewunderung für die Dichterin hat seitdem immer weitere Kreise ergriffen. Es giebt wohl kaum eine Schriftstellerin, die ungeachtet ihrer auf das Schärfste ausgeprägten Eigenart selbst die ihren künstlerischen Idealen und menschlich persönlichen Anschauungen abgewandtesten Geister mit solcher Macht in den Bannkreis ihrer Bewunderer gezogen hat. Ihr der Aristokratin, huldigte begeistert und beredt ein Volksmann und Demokrat wie Johannes Scherr, ihr der erklärten Gegnerin des religiösen Radicalismus, widmete der freisinnige Paul Heyse ein tiefempfundenes Sonett, und wie er, so hat eine ihrer erfolgreichsten Wettkämpferinnen um den Lorbeer der Dichtung, Betty Paoli, sie als Deutschlands grösste Dichterin gepriesen. Zedlitz, Adalbert Stifter, Geibel und Freiligrath haben bewundernd ihr Haupt geneigt vor dem Andenken dieser Frau.

Diese Thatsache liefert uns den Beweis, dass der Erfolg des wahren Schönen nicht von der Mode, nicht vom Beifall des Marktes und nicht von der Gunst der Parteien abhängt. Sie erweckt in uns die tröstliche Hoffnung, dass das Zeitalter der Poesie doch noch nicht zu Ende sei, und dass auch in Zukunft diejenigen nicht fehlen werden, welche das echte Talent zu erheben bereit sind. So möge denn die Dichterin, die Tochter unseres Landes, deren irdische Hülle fern von der Heimat an den Grenzmarken unseres Reiches ruht, ihrem Stamm und ihrem ganzen Volke sein und bleiben eine Führerin und Wegweiserin zur Schönheit, eine Erzieherin zur Wahrheit, eine Lehrerin

jener echten Kunst, die aus dem lauterem Quell der Begeisterung fliesst, jener echten Begeisterung, die nichts ist, als das Selbstvergessen des Menschen gegenüber dem Wahren, dem Hohen, dem Ewigen!

Das Französische Theater während der grossen Revolution.

Vortrag des Herrn Professor Dr. Andresen.

Am 8. Februar 1897 hielt Herr Professor Andresen einen fast einstündigen Vortrag über das französische Theater während der grossen Revolution, dem wir Folgendes entnehmen. Vor der Revolution war das Theater zum Vertreter philosophischer Ideen geworden; auf der Bühne wurden lange Reden gehalten und die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit erörtert. Beaumarchais, der sich durch Streitschriften, in denen er mit beissendem Sarkasmus die Schäden der Rechtspflege geisselte, bereits hervorgethan hatte, trat im Jahre 1775 mit seinem „Barbier von Sevilla“ und im Jahre 1784 mit seinem „Figaro“ an die Öffentlichkeit. In beiden Stücken findet sich die Lehre von der Gleichberechtigung ausgedrückt. Figaro mit all seinen Talenten und Fähigkeiten kann gegen den Grafen Almaviva nicht aufkommen, der nichts geleistet hat, als „sich die Mühe gegeben, zur Welt zu kommen“. Daraus, dass das Theater den Volksleidenschaften schmeichelte, erklärt es sich, dass es bald zum Sprachrohr der öffentlichen Meinung, zu einem Factor wurde, mit dem die Potentaten rechnen mussten. Voltaire brachte Shakespeare auf die französische Bühne, er brach mit den alten Traditionen; nicht mehr allein Griechen und Römer, nein, Menschen, freiheitsdurstige Menschen traten auf und begeisterten die Menge. Daher erklärt es sich auch, dass dieselben Stücke, welche vor und während der Revolution bejubelt wurden, später von der Bühne verschwanden. Die Handlung wurde erweitert, die Intrigue verwickelter, man wirkte mit glänzender Inszenirung, bunten Volkshaufen und prunkhaften Soldatenmassen. In diese Zeit des nationalen Freiheitsfiebers fällt die Entstehung einer grossen Anzahl von Dramen, von welchen aber nur die bedeutendsten kurz gestreift werden sollen.

War schon Beaumarchais als Prediger der neuen Gleichheitslehre aufgetreten, so gab sich besonders José Maria Chénier, der Bruder André Chénier's, diesen Ideen mit voller Gluth hin. In seinem am 4. November 1789 mit Talma in der Titelrolle zuerst aufgeführten „Charles neuf“ brachte er zuerst einen französischen König in einer hassenswerten Rolle auf die Bühne, welcher den Befehl zur Niedermetzlung seiner Unterthanen giebt. Dadurch griff Chénier indirect das Königtum und den Hof an. Er wollte den König vom Hofe trennen und mit seinem Volke verknüpfen. Das Stück wurde 24 mal hintereinander mit wachsendem Beifalle gegeben. Ein Zeit-

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahresbericht des Westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst](#)

Jahr/Year: 1896-97

Band/Volume: [25_1896-1897](#)

Autor(en)/Author(s): Schwering

Artikel/Article: [Annette von Droste-Hülshoff. LII-LXIV](#)